

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.
Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg

§ fürchte nicht!

O fürchte nicht, wenn Dir das Alter
Vom Haupte Blüt' um Blüte bricht,
Daß dann ein Blick, ein trüber, kalter,
Fall auf Dein bleiches Angesicht.

Wohl blässer wird der äugre Schimmer,
Doch heller wird der innre Schein;
Drum lieber nur und tiefer immer
Schau ich ins Auge Dir hinein.

Da seh ich all' die Lebensfülle,
Die reicher ward von Jahr zu Jahr;
Es dringet durch des Alters Hülle
Der Seele Schönheit hell und klar.

Da seh ich nicht die müden Wangen
Der Jahre Furchen seh ich nicht —

Es ist mir strahlend aufgegangen
Dein innres Engelsangesicht.

Bajowo.

Von Elisabeth Siewert.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Rita und Julie konnten mit dem Erfolg ihres Manövers, Herrenbesuche warten zu lassen, zufrieden sein. Sie kamen und siegten. Ihre unvergleichliche Frische und Farbigeit erfüllte die Veranda mit Glanz. Kameradschaftlich und unbefangen schüttelten sie dem Gast die Hand, der sich nach ihrem Befinden erkundigte. Ihr wohlklingendes Lachen erklang, sie warfen ihre Hüte auf die nächste beste Bank, fuhren sich durch die Haare und setzten sich auf die für sie bestimmten Gartenstühle. Viktor hatte sie herbeigeschleppt. Er sagte zu Rita: „Bitte sehr, mein gnädiges Fräulein,“ und sie dankte so steif und kühl, wie es in ihrem Vermögen war.

Es war nun gar nicht möglich, von Ungarn oder andern fernliegenden Dingen zu reden; die Gegenwart herrschte, sobald die Mädchen die Veranda betraten. Herr Gamm beobachtet mit behaglicher Neugier trotz eifrigen Sprechens und Lachens, daß der Volontär und die beiden Rottöpfe es geüffentlich vermeiden, einander anzusehen oder anzureden. Wenn man weiß, wie die drei jungen Menschen früher vertraut und eifrig mit einander verkehrten, ist ihr Verhalten doppelt merkwürdig.

Eine graue Wolke zieht über



Freudvoll und leidvoll. Von Paul Meyerheim.

den Garten, in der Veranda wird es dämmerig, die Unterhaltung am Kaffeetisch stockt, alle schauen hinaus über den Rasenplatz. Vor das Kliedergebüsch jenseits legt sich ein Streifenmuster, sanft und eintönig fallen Regentropfen auf das Dach.

„Ein Spazierwagen!“ ruft Rita mit Marnstimm in die eingetretene Stille; „Julie, komm, wir wollen rasch an den Zaun laufen!“ Gleichzeitig rückten zwei Stühle, die beiden Mädchen erheben sich eifertig, springen die Stufen der Verandatreppe hinunter und jagen an den Rußbäumen vorbei den Weg hinunter nach dem Gartenzaun. Fräulein Garland sieht den Gast wie um Entschuldigung bittend an, der rasche Aufbruch der beiden war wieder einmal so recht charakteristisch für Bajowo. Wenige Sekunden später rauschten die hellen Kleider wieder herbei.

„Eine Droschke!“ ruft Rita, den Kopf schüttelnd, daß die Tropfen nur so umhersprühen. „Eine Droschke aus der Stadt, zwei krumme Schimmel davor. Das Verdeck ist aufgeschlagen. Der Kutscher ist ein wahrer Meergrais, und in der Droschke sitzt ein Herrchen mit einer Brille.“ Plötzlich kommt ihr eine Erleuchtung: „Und weißt Du, wer das ist, Papa?“ Sie streckt ihren Zeigefinger aus und strahlt ihren Vater mit ihren reichen, dunklen Augen freudig an.

„Nun, wer denn? Sei nur nicht zu unbändig, Rita.“

„Dein Freund ist es, der Altertumsforscher.“

„Wie kommst Du darauf? Es kann ebenso gut oder vielmehr wahrscheinlicher ein Weinreisender sein, der den weiten Weg von der Stadt hierher macht, um sich von mir schlecht behandeln zu lassen.“

„Nein, kein Weinreisender, ein Gelehrter,“ beharrt Rita.

Die Droschke rollte mittlerweile vor die, der Gartenveranda entgegengesetzte Hausseite. Herr Haugwitz kam gerade dazu, als der Fremde Miene machte, auszustiegen. Aber es war kein Fremder. Einen Augenblick sahen sich die beiden Männer prüfend, suchend an.

„Alter Freund!“

„Wie geht es, Karl?“

Zwei alte Schulfreunde! Da entrollt sich beim Klang der beiderseitigen Stimmen eine ganze Welt von Erinnerungen an frohe Tage, heimliches Fühlen und Genießen und kindische Sorgen. Die Lebenswege gingen weit auseinander, nun kreuzen sie sich wieder und nicht nur äußerlich und flüchtig, nein, das fühlen beide.

„Alter Junge!“ Herr Haugwitz umfaßt den zarten kleinen Mann mit dem grau umbuschten, feinen Kopf.

„Da bin ich, die Ueberraschung ist gelungen.“ Er sieht lächelnd in Herrn Haugwitz' feuchte Augen.

„Ich glaube, Du garnicht denken, was Dein Kommen für mich bedeutet. Ich bin so erpicht darauf, einen Menschen zu haben, der Verständnis hat für das, was mich erfüllt. Wie sehr ich in dieser Beziehung auf dem Trockenen sitze, wirst Du begreifen, wenn ich Dir meinen Kreis hier vorstelle.“

In Etappen legen beide Freunde den Weg durch den Hausflur und die Ebstube zurück. „Da ist ja eine ganze Gesellschaft versammelt,“ sagt der Professor Kauz, durch eins der Fenster auf die Veranda sehend. „Und keiner darunter, der an diesen wahrhaft köstlichen Funden Anteil nimmt?“

„Nein, keiner! Alles Augenblicks- und Genußmenschen. Alle versunken in ihre eigenen Interessen, Männlein wie Weiblein.“

Die Ungeduld, die Trift in Augenschein zu nehmen, veranlaßt die beiden älteren Herren, den Regen nicht abzuwarten. Kaum hat der Professor mit liebloser Eile eine Tasse Kaffee und einige Waffeln zu sich genommen, als sie unter Regenschirmen aufbrechen.

Rita sitzt am Gartentisch und sieht den beiden Gestalten nach, die unter den Nußbäumen verschwinden. „Nun hat Vater, was er braucht,“ sagt sie, befriedigt in die Hände klopfend. „Nicht wahr, das fehlte ihm sehr; einer, mit dem er sich über die Urnen und all das Zeug aussprechen kann?“

Niemand antwortet ihr, da sich die Tafelrunde ganz aufgelöst hat. Herr Gamm plaudert mit Selma und Julie in der Nähe der Gartentür, aus Rücksicht für den mageren, wütigen Volontär vermeidet er das zweifälteste der Haugwitzmädchen möglichst. Herr von Wegen wird durch einen Herzenserguß Fräulein Garlands zurückgehalten, eigentlich wollte er gehen. Auf die Dauer ist die Rolle eines gekränkten, unglücklich Liebenden für sein heftiges Temperament unmöglich. Er kann Ritas Nähe nicht ertragen, wenn sie ihn völlig überfiehet, ihre Stimme zu hören, die sich nicht an ihn wendet, ist Pein. Es ist so weit mit ihm gekommen, daß ein Fremder ihm seinen schlechten Gemütszustand von der Stirne liest. Also ist es hohe Zeit, einen Entschluß zu fassen. Entweder die Koffer packen und abreisen, oder noch heute, jetzt gleich mit Rita sprechen, ernsthaft sprechen. Eigentlich hatte er es noch nie getan — leider schnürt sich ihm die Kehle bei dem bloßen Gedanken zusammen. Wie sie da sitzt, so leicht und anmutig, und in den Regen hinaus sieht mit halber Schwermut im Blick. Was sie denken mag! Ein gutes, warmes Herz hat sie doch, wie freute sie sich für ihren Vater, als der Professor ankam . . .

Da kommt Fräulein Garland, berührt seinen Arm und zieht ihn in eine Ecke der Veranda, wo einige Blattgewächse ein vernachlässigtes Dasein auf einem kippigen Gabbrett führen. Natürlich ist Viktor von Wegen bereit, zuzuhören. Er weiß es, daß er bei der Wirtschaftsdame einen Stein im Brett hat; sie schätzt sein immer höfliches formvolles Benehmen, außerdem, daß er als „Aristologe“ wie sie sagt, in der Häuslichkeit manchen guten Dienst leistet und nicht zum mindesten deshalb, weil er eine anständige Pension zahlt, oft das einzige bare Geld, das in Bajowo zu finden ist.

Viktor stellt sich so hin, daß er Rita im Auge behält, die immer noch auf dem Gartentisch sitzt und hinaussehaut. Wenigstens ist es eine Erleichterung für ihn, daß Herr Gamm sich nicht mit ihr beschäftigt. O, das fehlte noch zu allem Unglück, daß dieser massive selbstgefällige Mann, der normale Heiratskandidat, sich um Rita bemühte!

„Ich muß mich einmal zu Ihnen aussprechen,“ beginnt Fräulein Garland; „ich weiß, Sie haben für die Familie Haugwitz eben so viel Interesse, wie ich, Sie kümmern sich um Bajowo so, als ob es Ihr Eigentum wäre.“

In letzter Zeit hatte dies Viktor nicht getan. Seine Tage waren in Müßiggang, nutzlosem Grübeln und Kummer vergangen. Mit raschem Blick sieht er von Rita auf Fräulein Gar-

land. Ob sie weiß? Beinahe wär's ein Trost, wenn einer in Bajowo einen ganzen Einblick in seine schreckliche Lage gewänne.

Fräulein Garland klopft ihm rasch und mütterlich auf den Arm, dabei nickt sie, was soviel bedeuten soll: ich bin nicht blind, bester Herr von Wegen. Er seufzt auf, während seine Augen wieder die Richtung nehmen, die sie nehmen müssen.

„Meine Meinung ist die: es kann so garnicht weiter gehen,“ fährt Fräulein Garland fort. „Sie sehen, wie hingenommen Herr Haugwitz von seinen Ausgrabungen ist, und es wird noch immer schlimmer damit. Nun will er in der ganzen Provinz herumreisen, um jeden alten Scherben zu begutten; er will nach Mecklenburg, um sich die Knochen von dem Vogel oder was es sonst ist, was sie da gefunden haben, zu ansehen. Daß dieser Professor gekommen ist, halte ich für ein richtiges Malheur. Ich frage Sie nun, was soll aus Bajowo werden, wenn der Herr immer fort ist! Herr Haugwitz sagt: da ist Glube, der gute, brave Glube! Jawohl, man hört die gemeinsten Dinge von seiner Unehrllichkeit.“

Fräulein Garland hat kirchrote Wangen, und der junge Mann sieht sehr ernsthaft aus. Sein Gewissen schlägt ihm, und ein Ausweg eröffnet sich, sein Bleiben in Bajowo moralisch zu rechtfertigen. „Ich bin weit davon entfernt, Glube zu vertrauen,“ sagt er.

„Gott sei Dank, ich finde bei Ihnen Verständnis für meine Besorgnisse. Wissen Sie, was man Glube nachsagt?“

Viktor wußte nichts Bestimmtes, vor einigen Monaten war ihm einmal Geklatsch über ihn zugetragen worden, worauf er damals nichts gegeben.

Fräulein Garland senkt die Stimme zu einem dramatischen Flüstern: „Die Leute munkeln davon, daß der Schäfer, dieser infame Pollack, der heuchlerische Uklei und — Glube nachts Sammel schlachten. Das Fleisch verkaufen sie — die Lunge und den Kopf essen sie selber auf. Das Stubenmädchen hat selbst in Weinwand eingenähte Fleischpakete gesehen, die Uklei früh morgens nach der Stadt trägt.“

„Es wäre unerhört! Beinahe nicht glaubhaft.“

„Als ich neulich, wann war's gleich — vorgestern in der Nacht auf war, weil ich Zahnschmerzen hatte, sah ich im Schaffstall Licht.“

„Die Schafe wurden im Juni durchgezählt, damals stimmten die Zahlen mit den Büchern überein, aber seitdem kann sich manches geändert haben.“

„Der Gedanke ist doch schrecklich, daß Herr Haugwitz in dieser Weise hintergangen wird, er, der so gut zu seinen Leuten ist, zu gut!“

„Ich werde die Sache untersuchen.“ Viktor stellte einen Fuß vor und versenkt eine Hand in die Hosentasche.

„Ach, wenn Sie sich doch der ganzen Wirtschaft annehmen wollten! Herr Haugwitz ist ja nie zu haben, wenn ich mit ihm etwas beraten will. Es fehlt Dorf — die Mägde müssen ihn weit her aus dem Schuppen holen, und jedesmal schimpft der Maschinist. Aber was sollen wir machen, gekocht muß doch werden!“ Fräulein Garland fährt in die Haare.

„Es soll anders werden,“ sagt Viktor ruhig, mit erleichtertem Herzen. Er war der Haushälterin aufrichtig dankbar, daß sie ihn aufgerüttelt hatte. „Was in meinen Kräften steht, werde ich tun. Glube kann sich freuen!“

„Sie haben ja das Zeug dazu, Herr von Wegen! Sie sind praktisch von Natur, Sie sehen alles — alles ganz anders, wie Herr Haugwitz!“

O ja, Viktor hatte Herrschertalente, mit Leichtigkeit konnte er sich Respekt verschaffen, wenn er nur wollte.

„Wenn wir beide uns nicht um Bajowo kümmern“ — Fräulein Garland hatte Thränen in den Augen. „Ich sehe sehr düster in die Zukunft. Wenn ich Rita und Julie ansehe, wird mir ganz bange. Anspruchslos und überemüht sind sie, als ob sie in wunder wie gesicherten Verhältnissen lebten. Alle acht Tage möchten sie frische Bettbezüge haben, aber was Wäsche bedeutet, wissen sie nicht. So ist es in allem. Es ist ihnen gar nicht beizukommen, alle Sorgen und Kummernisse prallen an ihnen ab. Sie sind immer gesund und tun immer gerade das, was ihnen beliebt.“

„Sie leben in ihrer eigenen Welt, in einer Art Kinderparadies, welches sie sich merkwürdig lange erhalten.“

„Na ja, aber es sind doch keine Kinder mehr. Es liegt was Ueberspanntes, was Albernies darin.“

„Etwas übertreiben tun beide,“ gibt Viktor zu, und dann setzt er mit zärtlicher Betonung hinzu: „Ich möchte Sie bitten, Fräulein Garland, sprechen Sie nicht mit Rita über Ihre vielen Kummernisse, die Geldnot und all die Pladerei. Es ist eine solche Frische und Harmonie in ihrem Wesen, ihre Seele ist so zart und weich — man sollte sie nicht stören.“

„Auf die Dauer kann sie aber nicht so weiter leben. Die Verhältnisse werden immer schwieriger, sie kann nicht immer ein Kind oder eine Prinzessin spielen.“

„Nein, eines Tages werden ihr schon die Augen aufgehen — nur müßte sie dann sehr viel Liebe haben, die ihr ihre schöne

Kinderwelt ersetzt.“ — Rita glitt jetzt vom Tisch herab. Sie sieht nach dem Paare in der Ecke mit den Blattpflanzen und begegnet Viktors Blick. Langsam steigt Röte in ihre Wangen. Es liegt etwas in der Haltung des schwächlichen jungen Mannes, in dem Blick seiner Augen, die aus dem blassen, großnasigen Gesicht ernsthaft und stark hervorgesehen, was sie erröten macht. Sie geht in den Garten hinaus; es hat aufgehört zu regnen. Die anderen waren hereingegangen. Selma und Herr Gamm wollten vierhändig spielen.

„Wir sind einig,“ sagt Viktor, Fräulein Garland mit einem Lächeln die Hand hinstreckend. „Unsere Lösung ist Bajowo, unser Feldgeschrei Haugwitz.“

„Ja, ja,“ Fräulein Garland ist über des jungen Mannes plötzlichen Ausbruch etwas verdukt, da geht er mit raschen Schritten den Gang herab, auf dem ihm ein helles Kleid vorgeleuchtet!

Rita hatte einen fatidigen Weg, den Haselnußsträucher dicht umfäumten, eingeschlagen, er führte zum See. „Rita!“ ruft Viktor, dem Mädchen mit langen Schritten naheilend; welche Wonne, ihren Namen so laut hinaus zu rufen. „Bitte, wollen Sie mir heute die Neusen zeigen?“ Rita bleibt stehen und lacht in ihre hohlen Hände. „Ich wußte, daß Sie kommen würden,“

sagt sie mit Freudigkeit, als er bei ihr angelangt ist. „Vorhin sahen Sie so unternemend aus. Ja, nun beliebt es Ihnen, nun soll ich die Neusen zeigen! Jetzt haben Sie genug geschmolzt, nun soll alles gut sein!“ „Es hatte seinen Höhepunkt erreicht — ich kann so nicht weiter leben.“

„Wir war es auch sehr unangenehm, täglich mit Ihnen zusammen zu sein, Reden und Blicken auszuweichen. Zu unnatürlich! Nun vertragen wir uns wieder!“ Rita machte eine Bewegung, als ob sie mit einem Ruck eine Fessel abwirft, und reicht Viktor die Hand hin.

„Ich habe furchtbar gelitten — Sie nicht, Rita?“ sagt Viktor schmerzlich.

„Ich sage Ihnen doch, gräßlich war es mir,“ entgegnet das Mädchen etwas ungeduldig; „nun ist aber alles in Ordnung, so wie früher wollen wir fröhlich miteinander sein. Werden Sie sich mit Julie heute noch vertragen?“ Ritas Gesicht drückt Unsicherheit aus. Viktor sieht so sonderbar feierlich und erregt in der gelben Beleuchtung aus und schrecklich bleich. Mit einer vom Mitleid diktierten Bärtlichkeit legt sie plötzlich ihre Wangen an seinen Arm, mit liebevollen Augen zu ihm aufsehend. „Seien Sie nicht so traurig, so —“ murmelt sie, und dann zieht sie ihn rasch mit sich fort. „Su

diesem Gang wird man ganz taunlig, kommen Sie, wir wollen rasch herunterlaufen, am See ist es so schön!“ Es war wirklich schön da unten, als die Haselnußsträucher zu beiden Seiten verschwand und sich der weite Luftstrom vor ihnen aufstaut. Gebirgshafte, gewaltige Wolkenmassen, weiß, bräunlich grau und schieferfarben türmten sich am kühlblauen Herbsthimmel auf. Es waren nicht Gewitterwolken, man traute ihnen auch keinen Regen zu, es waren solche schönen großen Gebilde, wie sie manchmal an Herbstabenden das Firmament bedecken, vor denen der Mensch so winzig dasteht, aus deren Anblick er Ruhe und Befreiung trinkt. Der See war erfüllt von ihren Spiegelbildern, die Koppel lag goldgrün da, die Obstbäume standen einzeln und deutlich, einer hinter dem andern, und der Schafstall hatte seinen besten Moment.

Rita bleibt hart am Seeufer stehen und läßt einen entzückten Sauchzer hören, sie läßt ihre Seele von der Natur füllen, die sie umgibt, und

fühlt sich so glücklich, so frei! „Heute ist es aber ganz neu hier unten, ganz extra schön,“ stellt sie fest und blickt sich, um ein flaches Steinchen aufzuheben. Mit seitwärts gebeugtem Oberkörper wirft sie es wagerecht auf das Wasser. Es hüpfte zwei-, dreimal über den Spiegel, ehe es hineinsplumpst. „Wie die Schommungen da drüben so kraus und niedlich aussehen, wie ein Spargelbeet! Die kleinen

Tannen haben dieses Jahr so starke Triebe, lauter kleine Händchen die sie austrecken, man muß sie schütteln, so herzig strecken sie sie aus. Vielleicht ist es noch schöner, unter den Obstbäumen zu gehen, am Abend, dann hört man da und dort einen Apfel

oder eine Birne fallen, und oben hängen die Früchte neben den Sternen.“

„Nun hören Sie auf damit,“ sagt Viktor heftig. „Mir geht der Kopf mit Grundeis, ich muß mit Ihnen reden, und Sie schwärmen daher . . . Die Sache ist zu ernsthaft. Sie wissen, daß ich Thretwegen in Bajowo geblieben bin.“ Viktors Hände zittern, und seine Nasenflügel blähen sich.

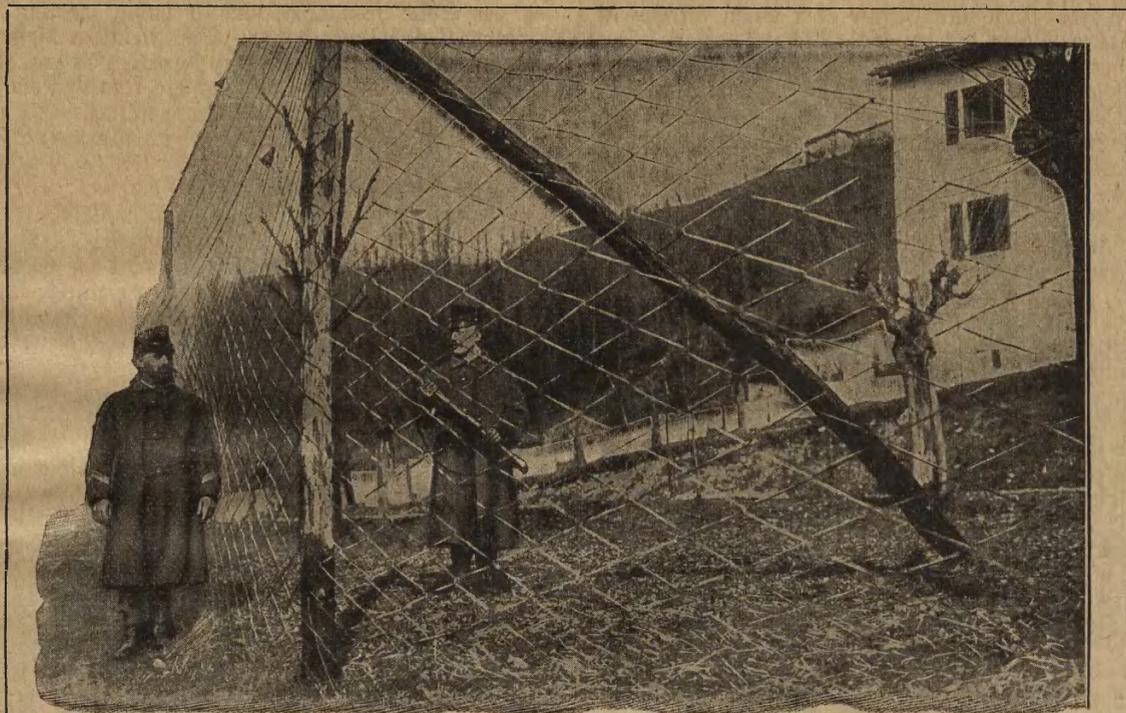
„Ja, Sie sagten so was.“

„Sie wissen auch, daß ich mich mit meiner Familie deswegen übertorfen habe.“

„Ja, auch das sagten Sie. Ihr Vater ist fuchswild darüber.“ „Sie finden das komisch? Leider ist das eine schwerwiegende Sache. Mein Vater ist eine so strenge Natur, an Gehorsam gewöhnt. Er ist so erzürnt, daß ich gegen seinen Willen handelte, daß er mir noch keine Zeile geschrieben hat, seit ich hier bin.“

„Ein rechter Despot!“

(Fortsetzung folgt.)



Eine Drahtsperre gegen den Schmuggel.

Das Untwesen des Schleichhandels ist in den Grenzbezirken der meisten Staaten sehr schwer zu unterdrücken, obwohl mit aller Strenge dagegen vorgegangen wird. Namentlich in armen Gegenden lockt der mit dem Paschen oder Schwärzen zu erzielende leichte Verdienst trotz der damit verbundenen Gefahren immer Leute an, da es ihnen an Abnehmern hien wie drüben niemals fehlt; auch gilt das gesekwidrige Treiben ähnlich wie das Wildern dem Wolke nicht als eine schlechte, entehrende Handlung, sondern verwegene Schmuggler setzen vielmehr eine Art Ehre darein, dem Staate und seinen Grenz- und Zollbeamten ein Schnippchen zu schlagen. Vielfach befaßen sich ganze Banden damit, und bei der genauen Bekanntheit der Pascher mit allen verborgenen Schleichwegen gelingt ihnen im nächtlichen Dunkel mancher Zug über die Grenze, bevor man ihnen auf die Spur kommt; dann finden mitunter freilich sehr blutige

Zusammenstöße statt. Fast immer sind es gewandte und listige Leute, die sich mit dem Schmuggel befaßen, sie wenden alle nur erdenklichen Schliche und „Tricks“ an. Ein ganz eigenartiges Mittel haben neuerdings die italienischen Grenzbehörden zur Anwendung gebracht, um den von der Schweizer Seite ihr Gebiet beschleichenden Schmugglern das Handwerk zu legen. Diese trieben es eine Zeitlang vollständig im großen und suchten vornehmlich Zigarren, Kaffee und Schokolade über die Grenze zu bringen. Die italienischen Behörden haben nun an den gefährdetsten Stellen ein mehrere hundert Kilometer langes, starkes Drahtnetz von vier Metern Höhe längs der Schweizer Grenze errichten lassen, das ein unbefugtes Passieren völlig unmöglich macht. An dem Draht sind nämlich zahlreiche Alarmlöcher in der aus unserer Abbildung ersichtlichen Weise befestigt, die den Wächtern selbst die leiseste Berührung des Netzes verkündigen.

Die Näherin.

Skizze von Fritz Stavenhagen.

(Nachdruck verboten.)

Hoch oben unter dem Dach saß Marie seit Jahr und Tag und tat einsam ihre Arbeit. Selten stieg jemand die ausgetretenen krummen Treppen zu ihr in die Höhe. So war sie nach und nach fast menschenscheu geworden, und ein Vorzug bildete sich immer mehr heraus: sie sprach nie ein Wort mehr als nötig war, lieber eins weniger. Sie saß da oben „wie ein rotbackiger Bratapfel im Backofen,“ sagte Guste, ihre einzige Freundin, mit der sie hin und wieder ausging.

Diese Guste war nun nicht ganz ohne! Sie konnte sich mit keinem Menschen auf der Welt lange vertragen, Marie ausgenommen. Die war ja so ein „geduldiges Schaf“ — wie Guste selbst sagte — und ließ sich alles ruhig bieten. Wenn Marie so recht „hereingefallen“ war, hatte sie immer noch ein leises Lächeln übrig, aber nie ein böses Wort! Nun hatte Guste aber einen Streich in Vorbereitung, der sollte Marie bis an die „Nieren“ gehen. Sie hatte nämlich in der Zeitung eine Heirats-Annonce gefunden: „Witwer sucht Mädchen oder Witwe, welche kinderlieb ist, zwecks Heirat.“ Auf ihren Brief, den sie sofort geschrieben, erhielt sie bald Antwort, und der Witwer bat um eine Zusammenkunft. Marias Herrenfeindschaft hatte schon oft Gustes Spott herausgefordert, diesmal wollte sie sie doch endlich aus der Ruhe herausbringen! Im voraus schon froh über diesen Streich, kletterte sie die steilen Treppen zu Marie hinauf und kam keuchend und erhitzt oben an.

„Nuh, is das hier aber heiß; hier soll man wohl ein warmes Herz kriegen?“

„Das wird wohl bald besser, es sieht ja nach Regen aus.“

Guste sah sich in dem Dachzimmer nach allen Seiten um, das rings mit großen bunten Reklameplakaten ausgestapelt war. „Du hast ja wieder was zugekriegt. — Ach herrje! Sieh mal an: Marie beim Mondschein! Wird Dir nicht bange, wenn Du die beiden da ansiehst? — Wie die sich bloß das gefallen lassen mag, nicht? Die kann sich nachher vor'm Zubettgehen neue Korsettstangen einnähen. — Du leidest doch sowas nicht, was?“

„Ach geh' doch!“ . . . dicht über die Arbeit gebeugt, nähte sie emsig weiter. — „Es kommt doch darauf an, wer es ist . . .“

„Na, aber nu hör' mal! Du hast wohl Absichten? Wenn Du das sagst, kann ich's mir auch gefallen lassen. — Ueberhaupt: warum ich komme, Freitag wollen wir noch mal zusammen ausgehen.“

„Wohin?“

„Nu, 'n bißchen rumlaufen.“

„Gm — na ja, das kann ich . . . Aber wir dürfen nicht so lange bleiben, ich hab' noch eine Menge zu nähen.“

„Ach, Du alte Nählotte! Stellst Dich an, als ob Du nicht 'mal ausgeh'n kannst. Ich weiß doch lange, daß Du die harten Taler auf die hohe Kante legst!“

„Uebertreib' doch nicht so! Ich habe nur gerade soviel, um mich einzukaufen zu können, wenn ich 'mal nicht mehr nähen kann.“

„Ja, Du willst wohl stöhnen . . . Aber ich will wieder geh'n, sonst brat ich hier noch durch. Also, kommst zwischen halb acht und acht an die Ecke, schräg über unser Haus. Und denn tußt Du mir wohl einen Gefallen, kaufst zwei schöne Rosen, eine rote und eine weiße. Verstehst Du? Ich geb Dir das Geld nachher wieder; aber nicht vergessen! ich will sie verschenken, hörst Du?“

„Ja, ja. — Muß ich mich denn auch 'n bißchen besser anziehen?“

„Na natürlich! Du hast doch Kleider genug, das beste ziehst Du an, sonst geh' ich nicht mit Dir!“

Als sie ging, mahnte sie nochmals: „Also die Rosen ja nicht vergessen! hörst Du?“ Und dann eilte sie heimlich fichernd die Treppen hinunter. — — —

Am Freitag Abend zog sich Marie ihr bestes graugrünes Kleid an, setzte den nagelneuen Hut zum erstenmale auf und machte sich so fein wie nie. Dann ging sie in einen Blumenladen, kaufte zwei wunderschöne Rosen, und um halb acht wandelte sie an der verabredeten Stelle bereits hin und her, ihre Freundin erwartend. Tagsüber war es wieder sehr heiß gewesen, nun gegen Abend hatte es sich aber stark abgekühlt. Für Marie eine wirkliche Erquickung! In der glühenden Sonnenhitze hatte sie dort hoch oben unter'm Dache geessen und doppelt schnell gearbeitet, um durch ihr Ausgehen nur nicht allzuviel zu verschäumen. Die frische Luft tat ihr wohl. Und dazu der herrliche Duft der Rosen, die sie immer und immer wieder an die Nase führte. Ja, die Welt war doch schön! Wer es nur täglich so genießen könnte! . . . Eine Weile mochte sie auf und ab gegangen sein, als es ihr auffiel, daß ein Herr sie mehrfach aufmerksam betrachtete. Was ihr aber noch mehr auffiel: dieser Herr trug ebenfalls eine weiße und eine rote Rose offen in der Hand. Als er sich von Marie bemerkt glaubte, trat er etwas zaghaft auf sie zu und bot ihr einen guten Abend. Aus angeborener Höflichkeit erwiderte sie den freundlichen Gruß, jedoch ohne aufzublicken. Hastig, in halben Sätzen, die deutlich seine Unsicherheit verrieten, dankte

er für ihre Freundlichkeit, daß sie ihr Versprechen gehalten und so pünktlich erschienen sei, er habe zuerst nicht gewagt, sie anzusprechen . . . und noch anderes, das Marie nicht verstand. Sie war stehen geblieben. Ihr war die Sache zu peinlich. Um Worte verlegen, scharrte sie mit der Fußspitze im Sand. Dann steckte sie wieder die Nase in die Blumen und sah hilfseuchend nach dem Hause hinüber, woher sie ihre Freundin erwartet. Daß Guste ihr gerade gegenüber im Café am Fenster saß, vor Vergnügen mit den Beinen strampelnd und das Taschentuch immer wieder gegen die tränennassen Augen führend, kam Marie in ihrer Unschuld nicht in den Sinn. Endlich rang sie sich ein paar Worte ab. — „Ich glaub' — daß Sie sich irren — ich hab' niemand versprochen — als meiner Freundin — und auf die warte ich hier . . .“ Er hatte sie immer von der Seite beobachtet, was er ruhig konnte, denn sie hielt ihr errötetes Gesicht abgewandt. Das Resultat dieser scharfen Musterrung schien ihn nicht gerade abzuschrecken. Er trat ihr noch um einen Schritt näher; daß sie sich verleugnete, kam ihm etwas sonderbar vor.

„Und die Rosen?“ fragte er erstaunt.

„Die Rosen? — Die hab' ich für meine Freundin gekauft — die will sie verschenken.“

„Heißt Ihre Freundin Marie?“

„Nein, so heiß' ich — die heißt Guste.“

„Gm — so, so — das ist gediegen! — Verzeihen Sie man bitte, Fräulein — das sind Sie doch! — Sehen Sie, ich hab' Briefe gekriegt, die sind alle mit Marie unterzeichnet . . . Nun woll'n wir uns heut grad' hier treffen. Da wir uns nicht persönlich kennen, haben wir abgemacht — schriftlich — eine weiße und eine rote Rose . . .“

Man merkte es ihm an, er wollte auf keinen Fall für einen modernen Straßenhelden gehalten werden. Er suchte einen Brief aus der Tasche hervor, den er ihr hinreichte. „Vielleicht kennen Sie ihre Handschrift? — Ich glaub' beinah', da hat sich Ihre Freundin einen Spaß mit uns gemacht.“

Marie nahm den Brief in die zitternde Hand. „Ja, so schreibt sie. — Ich glaub' es nun, sonst hätte sie auch wohl nicht meinen Namen unterzeichnet.“

„Ja, wenn denn Ihre Freundin wohl doch nicht mehr kommt — darf ich Sie wohl einladen zu 'ner Tasse Kaffee?“

Marie antwortete nicht. Sie blickte bald nach links, bald nach rechts; sie konnte ihn sich noch immer nicht recht ansehen. Er zögerte wieder ein wenig. Dann aber stellte er sich doch vor. Er hätte ein gutes Geschäft, er sei Mechaniker, seine Frau sei ihm vor einigen Monaten gestorben. — ja — und, seh'n Sie, sonst hätt' ich ja keine Frau wieder gebraucht, aber ich hab' 'n klein Mädchen, meine kleine Lotte. So drei Jahre ist sie alt, aber niedlich, ja gewiß, das ist sie! — Woll'n Sie sie vielleischt . . . mal seh'n? — aber nein, ich mein' auch nur so. — Oder doch? . . .“

Marie sagte nichts, ging aber schon ruhig neben ihm her. Er war durch sein Erzählen ganz davon abgekommen, ins nächste Café mit ihr zu gehen.

„Ich wohn' da in der Wilhelmstraße — wir könn'n die Kleine ja mal 'runter rufen. — Gediegen is sie — ja, sollen bloß 'mal seh'n, wie drollig.“

Marie mochte nicht nein sagen; wortlos und schüchtern ging sie an seiner Seite und ließ sich hinführen — um das Kind zu sehen. — — —

„Wo bist Du denn gestern Abend noch hingelaufen?“ Mit dieser Frage stürzte Guste am nächsten Morgen in die Dachkammer.

„Ich? —“ Die Frage sollte recht gleichgiltig scheinen, während sie beschäftigt war, ihre Arbeit zu verbergen.

„Was verdeckst Du denn?“

„Ach — — nichts . . .“

„Daß doch 'mal seh'n.“ Guste riß es ihr aus der Hand; doch erstaunt ließ sie es gleich auf den Boden fallen. „Nanu, seit wann nächst Du denn Kinderkleider?“

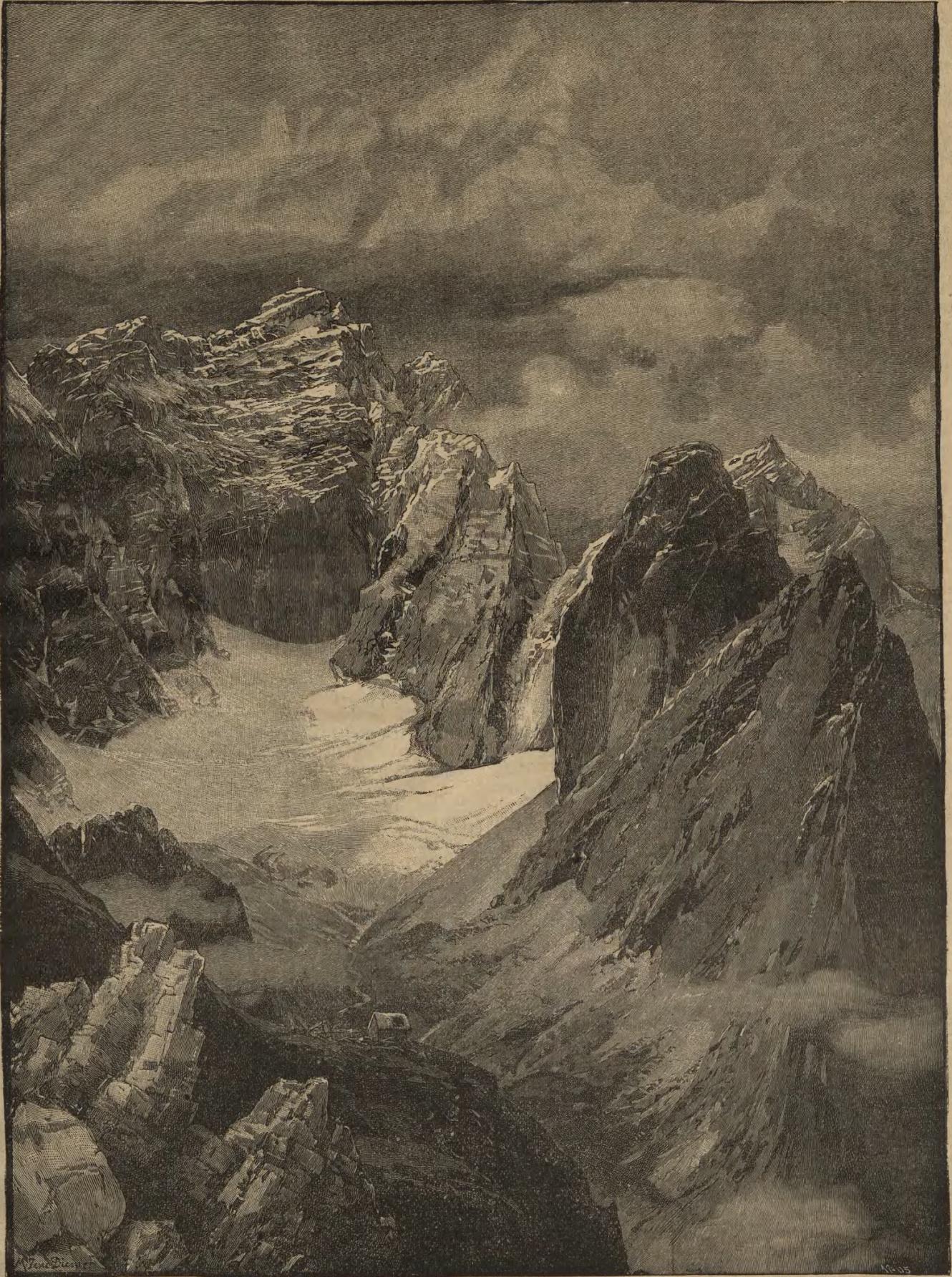
„Na doch — wer's doch nicht so an die Erde, das ist gutes Zeug.“

„Ah! hahaha! — Also hast Du Dir doch Mühen in den Kopf setzen lassen? — Das ist zum Piepen! — Hast ihm auch wohl gleich erzählt, daß Du noch etwas auf der Sparskaffe hast?“

„Ach, Du sei still! — Nur das Kind tut mir so leid. Ist das eine kleine süße Puppe, sollst sie bloß 'mal seh'n . . .“

„Nein, ich danke schön! ich will auch nicht mehr stören, Adjö!“ Und weg war sie. — — —

Marie hat ein paar Wochen später den Witwer geheiratet und steht sich sehr gut. Beide sind glücklich, es so gut getroffen zu haben, und am glücklichsten ist das kleine Gottchen. Nur eine ärgert sich noch heute: Guste. Sie ballt oft heimlich die Faust. „Das hätt' ich bloß wissen sollen, ich Schaf, dann wär' ich doch selber hingegangen!“



Die Zugspitze vom Höllental aus. Nach einem Originalgemälde von M. Zeno Diemer.

Ein sensationeller Fall.

(Fortsetzung.)

Kriminalroman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

„Bedenken Sie seine Situation!“ warf er ein. „Es handelt sich für ihn um Tod und Leben. Daß er seinen Scharfsinn anstrengt, um sich seiner Verurteilung als Mörder zu entziehen, erscheint mir ganz natürlich. Jedenfalls bin ich der Meinung, daß die Annahme, der Fremde sei der Mörder und habe seinen Besuch eigens zu dem Zwecke unternommen, das Stilet zu entwenden, um den Mord damit zu vollbringen und den Referendar als Täter erscheinen zu lassen, doch sehr gewagt und abenteuerlich ist. Die Vernehmung des Personals des Ermordeten, sowie seiner Geschäftsfreunde und Bekannten hat ergeben, daß Weidner keinen Feind in der ganzen Stadt besaß außer dem Referendar. Ein Raubmord war's nicht, wer sonst als der Referendar, der erwiesenermaßen Weidner leidenschaftlich haßte und ihn ja auch mit dem Tode bedroht hatte, könnte also der Mörder gewesen sein?“

Der Amtsgerichtsrat machte eine Geste des Bedauerns.

„Allerdings,“ gestand er, „ich gebe zu, daß die Verdachtsmomente sehr stark sind, dennoch kann ich's nicht glauben und ich hoffe, daß sich seine Schuldlosigkeit bald herausstellen wird. Aber ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr Kollege.“

Er reichte dem Landrichter die Hand und entfernte sich kopfschüttelnd und nachdenklich.

Der Untersuchungsrichter griff zur Klingel, die auf seinem Schreibtisch stand. Dem eintretenden Gerichtsdieners gebot er hastig: „Gehen Sie sogleich zum Herrn Polizei-Kommissar hinunter! Ich lasse ihn in einer dringlichen Sache um seinen sofortigen Besuch bitten.“

Der Polizei-Kommissar, der sein Bureau im Erdgeschoß desselben Gebäudes hatte, betrat eine Minute später das Amtszimmer des Untersuchungsrichters.

„Herr Landrichter.“

Der Richter ging dem Polizeibeamten eilig entgegen.

„Haben Sie den Kriminalwachmeister und einen Ihrer Kriminalschutzmänner zur Stelle?“

„Jawohl, Herr Landrichter.“

„Dann bitte, lassen Sie den Referendar Kannenberg sofort verhaften. Hier der Verhaftsbefehl!“

„Referendar Kannenberg? Ah, das wird ungeheueres Aufsehen machen.“

Der Untersuchungsrichter runzelte seine Stirn.

„Das wollen wir möglichst vermeiden, Herr Kommissar. Auch der Referendar selbst soll, wenn es sich irgend machen läßt, vorläufig nicht erfahren, daß er verhaftet wird, sondern er soll glauben, es handle sich nur um eine wichtige und eilige Zeugenvernehmung. Instruieren Sie, bitte, den Wachmeister dahin! Er soll den Verhaftsbefehl in die Tasche stecken und nur im äußersten Notfall, falls der Referendar Schwierigkeiten macht und ihm nicht folgen will, davon Gebrauch machen. Der Schutzmann soll die Frau Brennische, des Referendars Wirtin, die dort — er deutete auf das Nebenzimmer — wartet, begleiten und soll streng darauf achten, daß sie dem Referendar keinerlei Mitteilung macht. Im Notfall kann der Schutzmann dem Wachmeister Hilfe leisten bei der Verhaftung Kannenbergs. Sobald der Referendar in Sicherheit ist, findet eine Hausdurchsuchung bei ihm statt. Und nun bitte, gehen Sie unverzüglich ans Werk, Herr Kommissar!“

6.

Der Kriminalwachmeister hatte seinen Auftrag ausgeführt und erstattete nun, während Referendar Kannenberg im Vorzimmer wartete, seine Meldung. Der Untersuchungsrichter nickte befriedigt und nahm den Haftbefehl, der nicht zur Verwendung gekommen war, wieder in Empfang. Darauf verließ der Polizeibeamte das Amtszimmer und Referendar Kannenberg trat ein, ruhig, anscheinend völlig ahnungslos, unter welchem schweren Verdacht er vor dem Untersuchungsrichter erschien.

Der Landrichter deutete einladend auf einen Stuhl und nahm sogleich das Wort.

„Ich habe Ihnen in der Sache Weidner ein paar Fragen vorzulegen. Waren Sie mit dem Ermordeten bekannt?“

Der Referendar blickte etwas befangen und seine Stirne zog sich in Falten. Er zögerte einen Moment, bevor er die ausweichende Antwort gab: „Ich kannte ihn.“

„Haben Sie irgend welchen Verdacht in Bezug auf den Täter?“ Referendar Kannenberg blickte erstaunt.

„Nein,“ erklärte er ohne Besinnen. „Wie sollte ich?“

„Haben Sie Näheres über den Fall gehört?“

„Nur das Wenige, das bisher in die Öffentlichkeit gedrungen ist: daß Weidner erstochen wurde und daß es sich anscheinend nicht um einen Raubmord handelt.“

Der Untersuchungsrichter heftete jetzt seine Augen scharf und

durchdringend auf den ihm Gegenüberstehenden, als wollte er bis zum Grunde seiner Seele blicken.

„Ganz recht,“ sagte er mit erhobener Stimme. „Es handelt sich nicht um einen Raubmord, sondern um einen Akt persönlicher Rache. Der Täter kann nur ein Mann gewesen sein, der mit dem Ermordeten in Feindschaft lebte, der irgend einen Grund hatte, ihn zu hassen und seinen Tod zu wünschen.“

Der Referendar blickte ein wenig befremdet, im übrigen aber legte er eine Gelassenheit an den Tag, die den Untersuchungsrichter im stillen verwunderte und empörte. „Er ist auf alles vorbereitet,“ sagte er sich.

Zimmer noch seine Blicke mit einem inquirierenden Ausdruck fest auf das Gesicht des Referendars heftend, fuhr er fort: „Sagen Sie Herr Referendar, war Ihnen bekannt, daß der ermordete Kaufmann Weidner sich um die Hand der Tochter des Fabrikbesitzers Mahr bewarb?“

Die Stirn des Referendars legte sich noch mehr in Falten und seine Augen blickten unwillig.

„Allerdings,“ erwiderte er widerstrebend.

„Zugleich bewarben Sie sich selbst um die Liebe der jungen Dame — nicht wahr, Herr Referendar?“

Referendar Kannenberg machte eine heftige Bewegung und erhob sich unwillkürlich von seinem Stuhl. Sein Gesicht aucte in dunkle Blüt.

„Ich begreife nicht, Herr Landrichter,“ sagte er scharf, „was meine privaten Empfindungen mit der Affaire Weidner zu tun haben.“

„Sie leugnen also,“ fuhr der Untersuchungsrichter, ohne von dem indirekten Protest Notiz zu nehmen, fort: „sich um Fräulein Helene Mahr gleichzeitig mit Kaufmann Weidner beworben zu haben?“

„Ich verweigere die Antwort auf diese Frage,“ erklärte der Referendar kalt und hoch aufgerichtet.

Der Untersuchungsrichter lächelte.

„Ich begreife,“ gab er zurück, „daß Sie gern Ihre Beziehungen zu Fräulein Mahr in Frage stellen möchten. Aber das hilft Ihnen nichts. Fräulein Mahr selbst hat eingeräumt, bis in die letzte Zeit hinein so etwas wie ein heimliches Verlöbniß mit Ihnen unterhalten zu haben.“

Der Referendar zeigte eine Miene peinlichen Erstaunens.

„Fräulein Mahr?“

„Ja, Fräulein Mahr. Und sie hat auch zugegeben, daß Sie Ihrem leidenschaftlichen Haß gegen Ihren von Fräulein Mahr's Eltern begünstigten Nebenbuhler wiederholt Ausdruck gegeben und denselben sogar mit dem Tode bedroht haben.“

Der Referendar fuhr zurück, als habe ihn ein körperlicher Schlag getroffen. Aus seinen weitgeöffneten Augen sprach starrer Schreck.

„Was — was soll das bedeuten?“ stammelten seine zuckenden Lippen.

„Das soll bedeuten,“ erwiderte der Untersuchungsrichter energisch, von der Bedeutung des Augenblicks unwillkürlich von seinem Stuhl emporgezogen, „das soll bedeuten, daß Sie unter dem Verdachte stehen, der Mörder Weidner's zu sein.“

Der so schwer Beschuldigte taumelte und griff sich mit instinktiver Gebärde an die Stirn. Seine Brust ging stürmisch, sein Gesicht wurde geisterbleich. Plötzlich aber raffte er sich mit kräftigem Ruck auf, er richtete sich straff in die Höhe und erklärte stolz, mit klarer Stimme: „Ich protektiere mit aller Entschiedenheit gegen einen so niedrigen Verdacht.“

Dem Untersuchungsrichter aber imponierte diese feierliche Erklärung sehr wenig. Er lächelte spöttisch und sagte: „Ihr Protest nützt Ihnen gar nichts. Die Verdachtsmomente belasten Sie so stark, daß Sie am besten täten, Ihr Leugnen aufzugeben und ein offenes Geständnis abzulegen.“

Ein heftiger Ruck ging durch die hochaufgerichtete Gestalt des Referendars; seine Hände ballten sich und das Blut schoß ihm heiß in Wangen und Stirn zurück.

„Ich habe nichts zu gestehen,“ rief er empört hervor. „Und ich begreife nicht, wie Sie einem Menschen meiner Bildung und meiner sozialen Stellung einer so gemeinen Tat für fähig halten können.“

Der Untersuchungsrichter blickte mit überlegener Ruhe. „Es macht mir durchaus kein Vergnügen,“ gab er ernst zurück, „einen Mann des Mordes zu beschuldigen, der demselben hohen Beruf angehört, wie ich. Die Umstände zwingen mich leider dazu.“

„Die Umstände?“

„Vor allem dieser Brief.“

Der Untersuchungsrichter nahm den bei Weidner vorgefun-

denen E. A. unterzeichneten Brief und hielt ihn, ihn vorsichtig mit beiden Händen festhaltend, dem Beschuldigten vor die Augen.

Der Referendar blickte mechanisch in das Schreiben. Er las, schüttelte mit dem Kopf, strich sich mit der Hand über die Augen, wie jemand, der nicht weiß, ob er seinen Blicken trauen soll, las den Brief zum zweiten Mal und schien vor Erstaunen und Befremdung keine Antwort finden zu können.

Erst die bestimmte Frage des Untersuchungsrichters: „Geben Sie zu, diesen Brief geschrieben zu haben?“ veranlaßte ihn zu der Erklärung: „Nein. Der Brief rührt nicht von mir her.“

„Nicht?“ Der Untersuchungsrichter konnte eine Bewegung der Ungeduld und des Mergers nicht unterdrücken. „Wie erklären Sie dann die Tatsache,“ sagte er mit einer deutlichen Nuance unwilliger Verachtung, „daß die Handschrift in dem Brief eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Ihrigen hat?“

Der Gefragte strich abermals mit einer Gebärde starker Verwirrung über Stirn und Augen und erwiderte, seine Fassung verlierend: „Das begreife ich nicht. Ich kann nur annehmen, daß jemand meine Handschrift nachgeahmt hat.“

„So — so!“ Der Richter lächelte spöttisch. „Und der Briefbogen mit Ihrem Monogramm ist der auch ein Fälsifikat?“

Der Gefragte blieb die Antwort schuldig. Seine Augen hingen noch immer mit dem Ausdruck ratlosen Staunens an dem Brief. Seine Brust röchelte, sein Gesicht wechselte wiederholt die Farbe; er befand sich offenbar in einer gewaltigen Erregung.

„Das ist ein Vubenstück!“ stöhnte er endlich keuchenden Atems, „ein schändliches Vubenstück! Den Briefbogen hat man mir gestohlen.“

„Gestohlen — aha!“ Der Richter sagte es mit unverhohlener Verachtung. Dann legte er das Blatt auf den Tisch zurück und ergriff das Stilet.

„Und dieser Dolch,“ sagte er, sich wieder zu dem Angeschuldigten zurückwendend, „dieser Dolch, der unweit des Latorces gefunden wurde und mit dem der Mord vollführt worden ist, hat man Ihnen den auch gestohlen?“

Der Angeschuldigte schwankte wie ein Trunkener. Er faßte mit instinktivem Griff die Lehne des hinter ihm stehenden Stuhles. Das Haar hing ihm wirr in die bleiche Stirn. Plötzlich färbte sich sein Gesicht dunkelrot und seine Augen sprühten zornig.

„Jawohl!“ schrie er, „jawohl, auch das Stilet hat man mir gestohlen. Ich bin das Opfer eines infamen Verbrechers, der sich in meine Wohnung geschlichen und mich bestohlen hat, nachdem er mich durch ein listiges Manöver fortgelockt hatte.“

Der Untersuchungsrichter blickte interessiert auf.

„Durch ein listiges Manöver?“ fragte er, während zugleich ein ungläubiges, ironisches Lächeln um seine Lippen spielte. „Man hat Sie aus Ihrer Wohnung fortgelockt?“

„Ja. Es war“ — Der Referendar griff sich an die Stirn und dachte einen Augenblick lang angestrengt nach. „Ja, es war am letzten Sonnabend, als ich des mittags ein anonymes Schreiben erhielt. Ich wurde zu einem Rendezvous im Stadtpark aufgefördert — des abends zwischen acht und neun — unter dem Vorwande, daß man mir wichtige Mitteilungen machen wollte über die Beziehungen Herrn Weidners zu Fräulein Mahr.“

„So — so!“ Der Untersuchungsrichter nickte, in einem fort sein ironisches Lächeln um die Lippen. „Und Sie folgten der anonymen Einladung?“

Der Gefragte schlug sich mit einer Gebärde der Verzweiflung an die Stirn.

„Dummer Weise — ja. Natürlich war niemand da und ich erkannte voll Mergers, daß ich das Opfer einer Mystifikation geworden war. Als ich in meine Wohnung zurückkam, hörte ich von meiner Wirtin, daß ein fremder Herr dagewesen war. Ich legte diesem Umstande keine Wichtigkeit bei und es kam mir damals

auch gar nicht in den Sinn, daß der Besuch mit der mir anonym zugewandenen Einladung in Verbindung stehen könnte. Jetzt aber, jetzt sehe ich klar: der Fremde ist der Verfasser des anonymen Briefes gewesen und er hat mich zu dem Zweck aus meiner Wohnung gelockt, um mir den Dolch zu entwenden.“

„Sie konstatierten also gleich bei Ihrer Nachhausekunft den Verlust des Dolches?“ fragte der Untersuchungsrichter lauernd.

„Nein. Ich vermischte ihn nicht, denn ich dachte ja an nichts Arges. Erst als ich das Stilet zum Ausschneiden einer mir zugewandenen Broschüre benutzen wollte, erst da erkannte ich, daß ich bestohlen war.“

„Wann war das?“

„Vorgestern früh.“

Diese Angabe entsprach genau der Wahrheit, wie der Richter ja aus der Zeugenaussage der Frau Brenndide wußte. Aber diese Tatsache diente nicht dazu den Beschuldigten in den Augen des Juristen irgendwie zu entlasten. Im Gegenteil. Er sagte sich nur, daß der Angeschuldigte in seiner Verteidigung außerordentlich schlau zu Werke ging und daß er auf die Anklage sich mit großer Kaltblütigkeit vorbereitet hatte und nicht in den Fehler unüberlegter, weniger schlauer Verbrecher verfiel, die ihre Sache durch nachweisbare Lügen von vornherein verderben.

„Den anonymen Brief, den Sie am Sonnabend empfangen und durch den Sie bewogen wurden, abends zwischen sieben und acht Ihre Wohnung zu verlassen, den haben Sie doch noch?“

„Nein! Ich konnte ja, als ich ihn empfang, nicht ahnen, worum es sich in Wahrheit handelte und daß der Brief nachträglich noch irgend welche Wichtigkeit für mich haben würde. Ich zerriß ihn nach meiner Angewohnheit und warf ihn in den Papierkorb. Als ich vorgestern danach forschte, teilte mir Frau Brenndide mit, daß sie den Papierkorb entleert und seinen Inhalt wie immer verbrannt habe.“

Der Untersuchungsrichter lächelte.

„Das ist ja allerdings fatal. Doch vielleicht hatten Sie den Brief jemand gezeigt, bevor Sie ihn vernichteten?“

„Nein,“ stieß der Angeschuldigte mit einem Anflug innerlicher Ungeduld hervor. „Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich ihn gleich nach Empfang zerriß.“

„Aber Sie haben vielleicht jemandem davon erzählt?“

Der Angeschuldigte stöhnte.

„Nein. Auch das habe ich nicht. Ich hatte damals an andere Dinge zu denken“

Der schrille Ton der Glocke, die der Untersuchungsrichter in die Hand genommen hatte, unterbrach ihn. Im nächsten Moment betraten die beiden Polizeibeamten, die im Vorraum gewartet hatten, das Zimmer.

Mit ausgestreckter Hand auf den Angeschuldigten deutend, gebot der Untersuchungsrichter mit lauter, fast feierlicher Stimme: „Führen Sie den Referendar Rannenberg in das Untersuchungsgefängnis ab! Er ist dringend des Mordes verdächtig.“

Der Referendar taumelte entsetzt zurück und blickte wild, wie jemand, der plötzlich den Verstand verloren hat, um sich. Seine Knieen verzerrten sich, seine Kniee zitterten.

„Mein Gott, mein Gott!“ stöhnte er fassungslos. Aber dann raffte er sich plötzlich mit ungeheurer Willensanstrengung auf und einen Schritt vortretend, nach dem Richter zu, rief er: „Ich bin unschuldig, bei Gott, ich bin unschuldig! Es ist ja Wahnsinn! Sie können doch nicht im Ernst glauben, daß ich“ —

Weiter kam er nicht. Der Richter winkte den Beamten; diese traten dicht an den Verhafteten heran und griffen, jeder von einer Seite, nach seinen Handgelenken.

Der Referendar wehrte sich nicht. Willenlos, wie gebrochen in sich zusammensinkend, ließ er sich hinwegführen.

(Fortsetzung folgt.)

❖ Allerlei. ❖

Japanische Volksbeglückung. Auch unter den japanischen Journalisten gibt es Leute von Humor. Das hat jüngst ein Redakteur der Zeitung Chuo-Koron bewiesen. Er hatte die neuerdings aufgestellte Behauptung aufgegriffen, daß der kleine Wuchs der Japaner mit der Sitte zusammenhängt, statt der Benutzung von Stühlen sich der Matten zu bedienen, auf die man sich mit untergelegenen Beinen niederhockt. Diese Gewohnheit behindert angeblich den Blutkreislauf und damit das Wachstum der Glieder. Seit in den japanischen Schulen Bänke als Sitzgelegenheit eingeführt sind, sollen die jungen Japaner um 5—6 Zentimeter längere Beine haben als die älteren Generationen. Jener Journalist hat nun ausfindig gemacht, daß die Beseitigung der Matten auch eine beträchtliche Vermehrung des Nationalvermögens bedeuten würde. Er rechnet so: In jedem Wohnraum werden durchschnittlich 8 Matten gebraucht, die zusammen 16 Sen (etwa 65 Pfennige) kosten. Die Matten erfordern mindestens einmal jährlich eine Ausbesserung. So kommt es, daß ein Japaner, der es bis zum Alter von 40 Jahren gebracht hat, für Matten im ganzen 1011 Yen 60 Sen und 7 Rin ausgegeben hat. Wenn er einen Tisch und vier Stühle kauft, so kostet das zur Anschaffung 11 Yen 20 Sen, und mit den nötigen Reparaturen in 40 Jahren 230 Yen 42 Sen 2 Rin. Die Bevölkerung

von Japan beläuft sich auf 42 Millionen, und wenn man zwei Matten auf die Person rechnet, so kommt man in 40 Jahren zu einer Gesamtsumme von nahezu 43 1/2 Milliarden Yen (1 Yen etwas über 4 Mark), die für die Matten während dieser Zeit in Japan ausgegeben werden, während sich die Kosten für Tische und Stühle auf höchstens 10 Milliarden belaufen würden. Somit könnte die Regierung des Mikado in vier Jahrzehnten ihr Volk um 33 1/2 Milliarden Yen oder etwa 135 Milliarden Mark bereichern, wenn sie die Benutzung von Matten verbieten würde.

❖ Unsere Bilder. ❖

Die **Zugspitze vom Höllental** aus zu besteigen, ist eine der herrlichsten Alpenhochtouren, die den wagemutigen Touristen zwar Mühen und Gefahren, aber auch herrliche Ausblicke und lohnende Bergsteigerfreuden in Fülle bereitet. Der interessanteste aber auch schwierigste Aufstieg nach diesem höchsten deutschen Berggipfel ist dieser vom wildromantischen Höllental aus. Auf unserem Bilde sehen wir die in ca. 2000 Meter Meereshöhe liegende Höllentalhütte und die den Höllentalkeffel umstarrenden Schroffen, die sich auf fast 3000 Meter Meereshöhe zum Zugspitz aufstürmen. Das kleine Kreuz auf unserem Bilde zeigt dem Beschauer diese höchste Spitze des Bergriesen.

* Gemeinnütziges. *

Gegen Atemnot bringe man zur Anwendung 3 Mal in der Woche abends einen 18 Grad Hals- und 20 Grad Leibwickel und 3 mal einen 20 Grad Brustwickel und feuchte (18 Grad) baumwollene Strümpfe, über die zwei Paar wollene anzuziehen sind. Nach Abnahme der Wickel ist eine 18 Grad Bein- und Halswaschung und morgens eine 20 Grad Waschung des Rumpfes und der Arme vorzunehmen. Dester während des Tages sind an geöffneten Fenstern oder im Freien Tiefatmungen anzustellen. Eine vegetarische Kost würde sehr nützlich sein.

Entfernung von Tintenflecken aus Papier. Tintenflecke lassen sich aus Papier entfernen, sofern es sich um Gallustinte handelt, mittelst Kleesalz oder verdünnter Schwefelsäure. Bei den heutzutage häufiger gebrauchten Anilintinten dagegen nimmt man starken Spiritus, der mit Salzsäure angesäuert worden ist, betupft den Fleck und wäscht mittelst eines Pinsels mit reinem Spiritus nach.

Blätterteig. Die erste Bedingung zu einem richtigen Blätterteig ist gute, frische Butter. Letztere wird vor dem Gebrauch tüchtig in kaltem Wasser ausgeknetet und dann kalt gestellt. Neben der guten Butter ist sodann dem Gewichte nach gleichviel feines Mehl nötig. Die Butter wird in 3 Teile geteilt, das Mehl auf ein Brett gehäuft, leicht gesalzen mit feinem Salz, der erste Teil Butter wird ganz fein zerschnitten und mit den Händen leicht unter das Mehl gerieben, bis keine größeren Knollen mehr sind, nun wird der Teig mit kaltem Wasser angerührt, bis er die richtige Dichte hat zum Auswalzen. Man zieht den Teig tüchtig und fein mit dem Nollholz aus, beim drittenmal wird der andere Teil Butter in dünne Scheiben geschnitten, in die Mitte des ausgewalkten Teigs gleichmäßig gelegt, der Teig wird wieder zusammengelegt und wieder dreimal ausgewalkt, zuletzt wird mit dem dritten Teil Butter wieder ganz gleich verfahren, also daß im ganzen der Teig neunmal ausgewalkt wird. Auf diese Weise, die gar nicht so umständlich ist, wenn man einmal etwas Erfahrung darin hat, bekommt man einen Blätterteig bester Art für sämtliche große und kleine Pasteten, für Kuchen und vielerlei Backwerk, die beim Backen sehr schön ausgehen und auch sehr fein und zart sind. Auch mit etwas weniger Butter als Mehl läßt sich ein guter Blätterteig machen, nur sollte er gleichwohl auf obige Weise bearbeitet und wenig mit den Händen, nur mit dem Nollholz berührt werden.

Künstlichen Bernstein unterscheidet man von natürlichem dadurch, daß derselbe an verschiedenen Stellen eine stets verschiedene Farbe zeigt. Reibt man ihn in der Hand, so entwickelt sich ein starker aromatischer Geruch, welches bei künstlichem nicht der Fall ist.

* Nachtsch. *

1. Räffelsprung.

	den	be	de	die	
be	zu	die	die	men	lig
him	lie	macht	durch	er	lie
dem	lie	durch	scher	je	schon
ter	mel	tern	mel	de	li
gleich	him	göt	himm	göt	reich

2. Kettenräffel.

a be cal can chen fa fal ka ke li li ler me mus na na ne o, ri ri te te tel tis.

Aus obigen 24 Silben sind acht vierstellige Wörter zu bilden, bei denen die Endsilbe jedes Wortes mit der Anfangsilbe des folgenden übereinstimmt. Dies ist auch bei dem letzten und dem ersten Wort der Reihe der Fall. Acht Silben sind also je zweimal zu benutzen. Die Bedeutung der Wörter ist folgende: 1. Stadt in Spanien, 2. Insel bei Afrika, 3. Ausdruck für Verfolgungswut, 4. Weinsorte, 5. Raubvogel, 6. Gemach in alten Ritterburgen, 7. Baumwerke der Urbewohner von Mexiko, 8. Regerepublik in Afrika.

3. Räffel.

Wenn Dir ein Armer bittend naht,
So zög're nicht, mich ihm zu reichen;
Denn Wohltun trägt stets gute Saat!
Doch bin beraubt ich zweier Reichen,
So wird ein Ort Dir kund gemacht,
Von Wellen innig rings umschlossen,
Bei dem in einer heißen Schlacht
Einst vieler Kämpfer Blut geflossen.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der Fruchts liegt quer über dem Hasen, der Körper wird durch die Zweige des rechts stehenden Baumes begrenzt.
2. Vorstand — Verstand.

* Lustiges. *

Die Macht der Töne.



A. (enthusiastisch): „Fräulein Schmidt hatte ich ein einziges Mal gesehen, sie saß gerade am Klavier, da war ich wahnsinnig in sie verliebt!“

B.: „Klaubs schon; Sie sind nicht der einzige, den sie mit ihrem Klavierpiel wahnsinnig gemacht hat.“

Galant.

Herr: „Gnädiges Fräulein, wissen Sie, welcher Unterschied zwischen Ihnen und einer Uhr ist?“

Dame: „Nein.“

Herr: „Eine Uhr zeigt uns die Stunden an, und Sie machen uns dieselben vergessen.“

Eine Perle von einem Schneider.

„Du siehst ja kolossal nobel aus. Hast Du etwa geerbt?“

„Nicht doch. Ich habe einen Schneider gefunden, ich sage Dir, eine wahre Perle. Denke Dir, ich komme eben von ihm und hatte Mühe, ihn zu bewegen, daß er ein paar lumpige Mark von mir annahm!“

„Wahrhaftig?“

„Na ja, er wollte mehr haben.“

Günstiger Augenblick.

Sie: „Ach, lieber Otto, ich glaube, Du kommst heute zur unrichtigen Zeit, um von Papa meine Hand zu erbitten!“

Er: „So, was ist denn geschehen?“

Sie: „Die Putzmakerin war soeben da mit der Rechnung und nun ist er in schrecklicher Laune!“

Er: „Desto besser! Gerade jetzt wird er froh sein, wenn er Dich los werden kann.“

Kindlicher Kummer.

„Warum weinst Du denn, Frizchen?“

„Meine Brüder haben Ferien und ich nicht!“

„Warum hast Du denn keine Ferien?“

„Ich geh noch nicht in die Schule!“

Schlagfertig.

Vater: „Sag mal, Frizchen, was willst Du eigentlich werden?“

Frizchen: „Soldat, Papa.“

Vater: „Aber da kannst Du ja totgeschossen werden!“

Frizchen: „So? Von wem denn?“

Vater: „Na, vom Feinde!“

Frizchen: „Na, dann werde ich Feind.“

Stechbrief.

Ein Musikmappel,
Ein blondes Pöpferl,
Ein Quastertkappel,
Ein Spazentkappel,
Zwei Neugerin wie der Ma:
Ein stumpfiges Nasel . . .
Und s beste dabei:
Sie is mein Baserl!

Ein Philosoph.

A.: „Du bist ja immer so freundlich zu Deinem Schuhmacher, wenn Du ihm begegnest?“

B.: „Ja, ich verdanke dem Manne auch einige der glücklichsten Momente in meinem Leben.“

A.: „Wieso denn?“

B.: „Nun, jeden Abend, wenn ich die Stiefel, die er gemacht hat, ausziehe, fühle ich mich unendlich glücklich!“

Gute Partie.

„Gratuliere! Ihre Braut ist ja ein Staatsmädchel!“

„Ja, und noch dazu ein — Staatspapiermädchel!“